

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 3

Verlag von J. V. Mith's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



St. Moritz im Winter. Blick gegen den Piz Languard.

Phot. A. Krenn, Zürich.

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Ein Colbert gerade zugefallener größerer Spielgewinn setzte ihn in den Stand, für eine Kleinstadt luxuriös zu leben und den Gerüchten von seinem Reichtum, die er in die Welt gesetzt, einigen Nachdruck zu verleihen. Eleonore Rowings Vermögen, das die Fama ebenfalls um das Beinahefache vergrößert hatte, zog ihn an und die Menschenkenntnis des Glückritters erkannte das Mädchen geeignet, sein Opfer zu werden. Die Schmeicheleien des weltgewandten Mannes, sein ruhmreiches Auftreten, unterstützt von einem nicht unangenehmen Neutönen, seine Versprechungen, die Lustschlösser, die er ihr baute, betörten das eitle, unerfahrene Geschöpf denn auch bald gänzlich. Nun machte zwar der Vater sein Machtgebot mit aller Energie geltend, aber es war zu spät, er hatte ja selbst versäumt, Eleonore Achtung seiner Autorität zu lehren. Trotzdem stemmte er sich zäh ein volles Jahr gegen diese Verbindung, als deren notwendige Folge sein Scharfblick das Unheil erkannte. Ein Jahr des steten Kampfes zwischen Vater und Tochter, während dessen sich Colbert im Lande umhertrieb, von Zeit zu Zeit aber wieder in Gerlingau auftauchte, die Schlinge um den gefangenen Vogel vor dem Loderwerden zu schützen.

Endlich gab Rowing nach, müde der ewigen Qualereien . . .

„Wirst du unglücklich, so erinnere dich, daß ich dich gewarnt habe, und diese Ehe dein freier Wille gewesen ist. Meiner Schwelle bleibe mit Klagen fern.“

Und Eleonore hatte hell auslachend erwidert, sie werde gewiß nie nötig haben, die Schwelle des Vaters als Bittende zu betreten.

Bald genug mußte sie erkennen, daß sie falsch, der Vater aber richtig prophezeit habe. Bald genug war Eleonores Vermögen durchgebracht, wobei man allerdings, um gerecht zu bleiben, anerkennen muß, daß sie ihrem Gatten dabei widergeholten. Es hatte sich auch zu Rolands Verdruss bedeutend kleiner erwiesen, als er erwartet hatte; ebenso mußte Eleonore zu ihrem Aerger erfahren, daß die Gerüchte von Rolands Reichtum eitel Geklunkel gewesen. Und nun — Colbert war zu einer reellen Arbeit unfähig — nun begannen die Sorgen um das tägliche Brot, in denen sie den Vater doch sehr häufig als Bittende aufsuchen mußte, besonders als sich ihr Familienkreis vergrößerte. Daß unter diesen Kümmernissen auch der eheliche Friede leiden mußte, war fast selbstverständlich bei den Charakteren der Gatten, die für Entsagung und opferfreudiges Dulden so gar nicht geschaffen waren. Eine ehrliche Neigung hatte sie ja nicht zusammengeführt, nur selbstsüchtige Motive hatten auf beiden Seiten geleitet, und wenn Eleonore behauptete, sie habe Roland geliebt, so betrog sie damit nicht nur andere, sondern auch sich selbst. Eleonore Rowing war nie fähig gewesen, jemanden zu lieben, als sich selbst und später vielleicht noch ein wenig ihre Kinder.

Es war ein entsetzliches Leben, das sie nun führten, bald im heißen Kampfe um den

notdürftigsten Lebensunterhalt, bald in verschwenderischem Luxus. Es war, wie Frau Colbert sehr richtig gesagt, eine elende Existenz, die sie dahinschleppten. War kein Geld im Hause, so gab es Streit und gegenseitige Vorwürfe und schließlich Verführung, um über Mittel und Wege zu beraten, wieder welches herbeizuschaffen. Hatten sie eine Summe in Händen, so vergeudeten sie das Geld sinnlos — er im Trunk und Spiel, sie in Anschaffung unnützer Dinge; denn Eleonore war keine sparsame Hausfrau und wollte es auch nicht lernen, eine solche zu werden.

Alexander Willersfeld war ein eigentümlicher Charakter. Im Grunde edel und von den vortrefflichsten Herzeigenschaften, besaß er doch eine schlimme Charakterseite, die gegebenenfalls die guten gänzlich verbunkeln konnte: eine ungezügelter Herrschsucht, die schon fast in Despotismus ausartete. Er war ein entschiedener Anhänger des absolutistischen Regime in seinem Hause, d. h. solange er dasselbe führte. Nur sein Wille hatte da zu gelten, ihm mußten sich bedingungslos alle Hausgenossen unterwerfen. Und wehe dem, der seinem Willen offen oder heimlich zuwider zu handeln wagte! Jedes andere Vergehen vergab er leicht — dieses nicht!

Beugte man sich aber gutwillig unter sein Szepter, so konnte es keinen besseren Herrn geben als ihn. Er gewährte gebeten oder auch freiwillig vielleicht mehr als die Betreffenden verlangten — nur nicht fordern durften sie. Was er gewährte, war ein freies Geschenk seiner Gnade, kein zugesandenes Recht.

Es liegt in der Natur der Männer, daß man ihnen die Herrschsucht nicht so sehr als Fehler anrechnet als eine eventuelle Charakterschwäche. So fand man sich auch in Staatsanwalt Willersfelds Hause sehr gut mit dieser seiner Eigenart ab. Man gestand ihm ruhig zu, was er als sein Recht betrachtete, fühlte sich auch glücklich dabei, da man ihn „richtig zu nehmen“ wußte, und so hatte er keine Veranlassung, die Anerkennung dieses Rechtes mit Härte durchzusetzen. Aber die Gefahr lag doch nahe, daß er bei einer unvorsichtigen Berührung seiner schwachen Seite den Despoten in seiner vollen Grausamkeit hervortreten könne.

Ob dieser herrschsüchtige Charakterzug nicht seinen Anteil hatte, daß Willersfelds erste Ehe so unglücklich ausgefallen? Obzwar er und mit ihm die Fernerstehenden stets die Hauptschuld der Frau beigemessen hatten.

Willersfeld war eben von der Schönheit der jungen italienischen Schauspielerin so bezaubert gewesen, daß er vollständig vergaß, zu prüfen, ob denn auch ihre beiderseitigen Charaktere zusammenpaßten. Er hatte sich ebenso rasch verlobt als verliebt, und einige Wochen später führte er auch schon, zum Entsetzen der aristokratischen Kreise Wiens, Adelaide Rusini als Freifrau in sein Haus heim. Der Honigmond war aber auch noch nicht zu Ende, als Alexander schon fand, er sei doch ein wenig voreilig gewesen, und

auf die Schönheit der Frau allein lasse sich noch keine glückliche Ehe aufbauen. Seine Frau war leider so ganz anders, als er sie sich geträumt hatte.

Er sehnzte sich nach einem stillen, häuslichen Glück an der Seite eines sanften, nachgiebigen Wesens, Adelaide aber konnte ohne Buß und Vergnügen nicht leben. Sie erwartete, daß der Gatte auch weiterhin den feurigen Anbetern spielen und widerspruchslos jeden ihrer manchmal kostspieligen Wünsche erfüllen werde. Dazu aber konnte sich Alexander Willersfeld nun und nimmer verstehen.

Herr von Willersfeld war nicht reich. Einer verarmten Adelsfamilie entsprossen, hatte er sich seinen Weg durchs Leben so ziemlich selber bahnen müssen. Auch war sein Einkommen — er war damals noch Adjunkt — nicht hoch zu nennen. Nun aber schien Adelaide von Summieren keine blasse Ahnung zu haben, und wenn sie in ihrer Vergeudung so fortfuhr, mußte er binnen kurzem nicht nur völlig mittellos, sondern mit Schulden überlastet dastehen.

Willersfeld setzte der Verschwendungssucht seiner Frau durch Strenge einen Damm. Vielleicht hätte er mehr erzielt, wenn er das eigenwillige, verwöhnte, aber im Grunde gutmütige Geschöpf durch Güte zu lenken versucht hätte, zumal ihn dasselbe wirklich liebte, und unter seiner Strenge, die sie als Lieblosigkeit betrachtete, schwer litt. Aber bei Alexander Willersfeld gab es nun einmal kein Deuteln und Verbrämen an dem einmal eingeschlagenen Wege. Rücksichtslos, ohne rechts und links zu blicken, schritt er denselben dahin, und Adelaide, die nie einen anderen Willen über dem ihren anerkannt hatte, geriet außer sich. Die ganze Heißblütigkeit der Südländerin, aber auch die ganze Grausamkeit der in ihrer Eitelkeit verwundeten Kokette kam nunmehr zum Vorschein.

Furchtbare Szenen spielten nun zwischen den beiden Gatten, es gab Austritte, an die Willersfeld heute mit Entsetzen zurückdachte, in denen er aber stets den Sieg behauptete. Schließlich erlahmte Adelaides physische Kraft und sie griff zu einem weniger nervenaufregenden Mittel: den Stürmen folgte monatelanges Schmollen und Trohen. Alexander gab auch jetzt nicht nach und hegte noch immer eine schwache Hoffnung, aus der Gesellschaftsdame eine leidliche Hausfrau zu machen, und an ihrer Seite noch eine halbwegs erträgliche Existenz zu finden. Die Liebe zu ihr war freilich längst dahin, sie war ja nur ein sinnlicher Rausch gewesen, der von der kalten Wirklichkeit längst zerstoben. Aber ein Engel des Friedens konnte ja das Loder gewordene Band wieder fester knüpfen, und vielleicht würde dieser Engel das Kind sein, das sie erwarteten —

Auch diese Hoffnung täuschte! Es war ein hübscher Junge, den man dem entzückten Vater in den Arm legte, Alexander wurde er nach diesem getauft, der Nationalität der Mutter zu Ehren aber Alessandro und in Abkürzung des langen Namens nur Alessio genannt. Aber Adelaide haßte den

Knaben. Ja, sie haßte ihn, war er doch das Kind des Mannes, demzuliebe sie dem Ruhm und der Kunst entsagt hatte, und der ihr diese Liebe nur mit Undank gelohnt. Sie versank in finsternen Hinfällen und vernachlässigte Gatten und Kind, bis eines Tages — Alessio zählte etwa ein Jahr — die bei dem Naturell der Gatten unausbleibliche Katastrophe hereinbrach. Adelaide entfloß mit einem andern — und mit ihr gingen ihre Schmuckfachen und eine bedeutende Summe, die sie auf Grund mehrerer mit der gefälschten Unterschrift ihres Mannes versehener Wechsel erlangt hatte.

Auch dieser Schlag raubte dem energischen, besonnenen Manne nicht die Fassung. Nur ein unsagbar verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen, und den letzten Rest von Achtung, den er seiner Frau trotz allem bewahrt hatte, entzog er ihr in diesem Augenblick. Ohne ein Wort oder eine Klage opferte er sein kleines Vermögen und löste die Wechsel ein, damit sein Name nicht noch mehr in den Not gezogen werde, als es ohnehin der Fall war.

Die geschiedene Frau von Willersfeld widmete sich im Auslande wieder ihrer Kunst und führte nebenbei ein skandalöses Leben. Weniger aus Reichfertigkeit, denn aus Rache. Sie wußte ja, ihr Gatte liebte sie nicht mehr, hatte sie vielleicht nie geliebt. Aber seine Ehre stand ihm über alles, und traf sie diese, traf sie ihn ins innerste Mark.

Bald darauf wurde Willersfeld befördert und sich vom gesellschaftlichen Leben soviel als möglich zurückziehend, lebte er nur seinem Berufe und seinem Kinde.

Zwei Jahre nach Adelaidens Flucht erhielt er ein Telegramm, das die Nachricht ihrer schweren Erkrankung und die dringende Bitte, zu ihr zu kommen, enthielt. Die Unglückliche mochte den Tod fühlen und wünschte, sich vor demselben mit dem schwerbeleidigten Gatten zu versöhnen. Aber Willersfeld ging nicht. Ein harter Zug legte sich um seinen Mund, als er die wenigen Zeilen las und stumm schlenkerte er das Telegramm in das Feuer. Ein zweites, das einige Tage später eintraf und dieselbe Bitte, nur noch in dringenderer Form, enthielt, hatte dasselbe Schicksal.

Die Sterbende bat nicht mehr. Wohl aber ging durch die Blätter die Kunde von dem nach kurzem, schwerem Leiden erfolgten Tode der Schauspielerin Adelaide Rusini, geschiedene von Willersfeld.

Als der Witwer dies las, richtete er sich auf und reichte die Arme mit einem Seufzer der Befreiung in die Luft. Mit ihrem Tode hatte sie die ihm angetane Schmach gesühnt, das Leben gewann nun neuen Reiz für ihn.

Indessen vergingen vier Jahre, ohne daß der Staatsanwalt von Willersfeld an eine zweite Ehe gedacht hätte. Nicht etwa aus Haß gegen das weibliche Geschlecht, weil ihn eine Angehörige desselben elend gemacht und er deshalb alle Frauen für schlecht und verworfen hielt.

Dies und die widerwillige Bekehrung des Betreffenden zum Gegenteil ist ein sehr beliebtes Thema für die Romanchriftsteller. Der Wirklichkeit entspricht es aber nur in den seltensten Fällen.

Willersfeld wenigstens war zu klug und gerecht dazu, und wenn er keine zweite Ehe einging, so war es einfach deshalb, weil die weiblichen Wesen, die ihm in den Weg traten, nicht den Wunsch nach einer solchen in ihm anzufachen vermochten. Er

lebte als Witwer ganz behaglich und es gelang ihm sogar wieder, einige Ersparnisse zurückzulegen, durch die er die Zukunft des Sohnes langsam wieder zu sichern hoffte. Auch seine Zurückgezogenheit hatte er teilweise wieder aufgegeben und beteiligte sich maßvoll an den geselligen Vergnügungen.

Da mußte er eines schönen Frühlingstages — doch nein! er war nicht schön, sondern recht trübe und regnerisch! — eines Frühlingstages also eine Reise unternehmen, und auf der Rückreise wollte er einen Abstecher nach dem Landstädtchen Geringsau machen, einigen Nachforschungen in einem Kriminalfall zuliebe.

Eigentlich war das eine Kaprixe von ihm, er hätte ganz gut einen Detektiv senden können, aber er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Angelegenheit bis auf weiteres seinen Staub aufwirbeln solle, und er dies selbst besorgen könne.

Aber beinahe hätte er seine Laune bereut, als er den Fuß auf Gerlingsausen Boden setzte. Unaussehliches Regenwetter hatte seine bisherige Reise verborgen, nun aber schien sich die Sonne eines Besseren besinnen zu wollen und sandte ihm einen freundlichen Gruß zu, den ersten in Gerlingsau. Aber der goldene Sonnenblick diente nur dazu, ihm den Schmutz, von dem er sich umgeben sah, noch abschreckender und häßlicher zu gestalten. Der Großstädter rümpfte die Nase. Gewiß, man wirft der gemüthlichen Kaiserstadt nicht mit Unrecht vor, daß sie auch in dieser Beziehung ein wenig gemüthlich ist, aber das hier übertraf doch alles — — —

Der Kriminalist überwand dies und die Einfachheit des Gasthofes, in dem er abgestiegen, aber doch in Rücksicht auf den Zweck, der ihn hergeführt, und begann sofort seine diplomatischen Schachzüge. Schließlich wurde ihm bedeutet, daß vielleicht der Steuereinnnehmer Rowing mehr Beiseid geben könne.

Der Staatsanwalt zögerte nicht, diesen Wink zu benutzen. Er suchte Rowing sofort auf. Derselbe sollte mit seiner jüngsten, noch unermählten Tochter ganz allein ein Haus in der Vorstadt bewohnen.

„Der Herr ist also Witwer?“

„Ja, schon seit Jahren,“ lautete die Antwort.

„Um, wie ich,“ dachte der Staatsanwalt. „Und wie ich besitzt er auch ein mutterloses Kind. Das „Kind“ scheint aber schon ziemlich „groß“ zu sein — bin neugierig, was für eine Sandpomeranze mir da entgegengetreten wird. Möglicherweise kichert sie bei meinem Anblick und verschwindet — was schließlich noch das vernünftigste wäre, was sie tun könnte.“

Der Weg in die Vorstadt ließ den verwöhnten Großstädter neuerliche Vergleiche zwischen der Residenz und dem Landstädtchen anstellen, und natürlich kam das letztere dabei schlecht weg. Hätte sich Gerlingsau wenigstens einer schönen Lage rühmen können! Aber seine Umgebung war herzlich öde und langweilig, und über seine altertümlichen, aber durch stillose Um- und Zubauten verunstalteten Häuser hätte sich vielleicht ein Kenner der alten Baukunst entrüsten, also auch dafür interessieren können — ein solcher aber war Alexander Willersfeld nicht.

In der Vorstadt, die eigentlich nur eine Straße des Städtchens bildete, waren die einzelnen Häuser von Gärten umgeben, und wo deren glückliche Besitzer nicht ausschließ-

lich für Sellerie- und Karottenbeete Sinn hatten, machte es einen anmutigen Eindruck, aber die Verwahrlosung anderer wirkte dafür umso abstoßender.

Bis hierher war also Willersfeld glücklich gelangt, aber nun; wo wohnte der Steuereinnnehmer Rowing?

„Das fehlte noch, daß ich mich in dem kleinen Neste verirren sollte,“ dachte er ungehalten, und rief einen jungen Kleinstädter, der eben mit einem Wasserkrug in der Hand die Straße entlang kam, an: „Heda, Junge, wo wohnt hier der Steuereinnnehmer Rowing?“

Der Junge lächelte pfiffig. „Da sind's schon vorbei, Herr, da müssen's wieder umkehren. Sehen Sie, das dritte Haus in der Reihe dort oben, das so schmutz aussieht, und wo in dem Garten der viele Flieder blüht, das hat der Herr Steuereinnnehmer gemietet.“

Willersfeld warf dem darüber höchlichst erstaunten Knaben ein größeres Silberstück zu und kehrte ärgerlich um.

Endlich stand er vor dem Ziele seiner Wanderung, nachdem er noch glücklich mehreren Pfützen ausgewichen war. Herabwärts hatte er das Häuschen nicht beachtet, jetzt aber staunte er über sein freundliches, wie der junge Auskunftgeber richtig bemerkt hatte, schmales Aussehen. Es war viel kleiner als seine Nachbarn rechts und links, aber die Wände waren grau getüncht und von Schlingpflanzen malerisch überkleidet.

In dem Garten, der es rings umgab, blühten die Frühlingsblumen, die Rasenbeete waren so frisch, die schmalen Wege so sorgfältig geharkt und der Flieder, der das Gärtchen in Menge besetzt hielt, sandte nach der regenreichen Nacht seinen Duft in betäubender Weise herüber. Die Fenster standen geöffnet, an dem einen befand sich ein Blumentisch, die in zarten Farben gestickten Kongressvorhänge hinter ihnen blähten sich in dem Luftzuge, und ein Kanarienvogel schmetterte sein Lied, daß es bis auf die Straße schallte.

Der Staatsanwalt öffnete das Eisengitter des Gartens und überschritt rasch den kleinen Kiesplatz zum Hause. Eine Klingel gab's hier nicht, aber die Haustür stand offen, und so trat er ohne weiteres Besinnen in den kleinen, reinlichen Hausflur. Da weder ein dienstbarer Geist noch sonst jemand zu sehen war, entschloß er sich, auf eigene Faust vorzudringen und wandte sich nach rechts.

Zuerst durchschritt er ein hübsches, kleines Vorzimmer. Eine ausgesprochene Vorliebe für Blumen schien in diesem Hause zu herrschen, auch hier stand ein hübsch geordneter Blumentisch, und der Staatsanwalt fühlte sich von allem, was er da sah, sympathisch berührt. Die Teppiche und Portieren waren offenbar Handarbeit. Zwar waren sie aus einfachem, billigem Material hergestellt, aber sie sprachen von feinem Farbensinn und Geschmack.

Der Staatsanwalt klopfte an die Tür, erhielt aber keine Antwort, und da er glaubte, daß man ihn wegen des Trillerns des Vogels nicht vernommen habe, öffnete er ohne nochmaliges Bocken und trat ein.

Auch dieses Zimmer — es mußte das Wohnzimmer sein — war leer. Alexander zog sich aber nicht sofort zurück, wie es seine Pflicht gewesen wäre, sondern ließ erst einen prüfenden Blick über den anmutig behaglichen Raum schweifen.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Brand der Hackerbrauerei in München.



Graf Alfred Miaczynski †.

berühmten Geschlecht der Potocki und stand im 38. Lebensjahre; ihre Ehe, der drei Kinder entsprossen sind, soll nicht immer glücklich gewesen sein, wenigstens lebten die Gatten zeitweilig getrennt. Graf Matthias von Mielzynski ist am 13. Oktober 1869 geboren; er gehörte als Mitglied der polnischen Fraktion seit längerem dem Reichstag an und hat sich auch als Maler einen Namen gemacht. Er stellte sich nach der Tat selbst den Behörden.

Die Tragödie auf Schloß Drakowj Mokre.

Eine furchtbare Tragödie hat sich vor kurzem in einer der vornehmsten Familien der polnischen Aristokratie abgespielt. Auf Schloß Drakowj Mokre, in der Nähe des Städtchens Gräg, erschoss der Reichstagsabgeordnete Graf Matthias Mielzynski seine Gattin und deren Neffen, den Grafen Alfred Miaczynski. Die Bluttat geschah zur Nachtzeit im Schlafzimmer der Gräfin, in das Graf Matthias, aus einer bisher noch nicht geklärten Ursache, mit dem Gewehr in der Hand einbrang. Die näheren Umstände und die Beweggründe der Tat dürften wohl erst durch die gerichtliche Untersuchung bekannt werden. Gräfin Felicie stammte aus dem in der Geschichte oft genannten,



Gräfin Felicie Mielzynska †.



Brandruinen der Hackerbrauerei in München.

In der bekannten Hackerbrauerei in München entstand in der Christnacht eine Feuersbrunst, die einen Schaden von 500 000 Mark verursachte und etwa 4000 Quadratmeter bedeckende Gebäude bis auf die Grundmauern einscherte. Diese umfaßten die Bäckerei, die Schreinerei und die Fasshalle sowie die Lagerei für wirtschaftliche Geräte, Modelle usw. Die Feuerwehr, die mit 31 Schlauchleitungen vorging, mußte sich hauptsächlich darauf beschränken, die vom Feuer bereits ergriffene anliegende Pilsenerbrauerei zu schützen. Die Brandmauer der Hackerbrauerei am Eisenbahngleis ist eingestürzt, das Sudhaus blieb stehen, so daß der Betrieb aufrechterhalten wird.



1. General Weher. 2. General Bronsart v. Schellendorff. 3. Oberstlt. v. Stempel. 4. General Liman v. Sanders.

Die deutsche Militärmission beim Selamluk.

Die Militärmission der deutschen Offiziere hat ihre Tätigkeit in türkischen Diensten aufgenommen. Ihre Mitglieder wohnten jüngst auch dem Selamluk bei, der feierlichen Auffahrt, die der Sultan allwöchentlich in Begleitung seiner Würdenträger veranstaltet.

Der portugiesische Rebellenführer Lima Dias wird abgeführt.

Die Putschversuche in Portugal, die namentlich die Landeshauptstadt mehrfach beunruhigt haben, werden jetzt nachträglich noch ihre Sühne finden, soweit es sich um den radikal-republikanischen Aufstand aus dem April vorigen Jahres handelt. Die Führer der damaligen revolutionären Be-



Der portugiesische Rebellenführer Dias (+) wird abgeführt.

wegung, darunter Hauptmann Lima Dias, wurden nach einem Lissaboner Gefängnis übergeführt, wo sie nun abgeurteilt werden sollen.



Katerfrühstück des Turnvereins „Palme“ in Petersburg.

Katerfrühstück des Turnvereins „Palme“ in Petersburg.

Der Turnverein „Palme“ in St. Petersburg feierte jüngst das Jubiläum seines 50 jährigen Bestehens. Den Abschluß der wohl gelungenen festlichen Vorführungen und Veranstaltungen bildete ein originelles Katerfrühstück, das wir im Bilde vorführen.



Jules Claretie,
Leiter der Comédie Française, † in
Paris am 23. Dezember v. Js. im
Alter von 73 Jahren.

Drei Tage am Südpol. Don I. Zweifel.

Nachdr. verb.

Vom 14. bis 17. Dezember war der Norweger Amundsen am Südpol. Wie erreichte er ihn? Wie sieht es dort aus?

Amundsen hatte schon 1898 und 1901 wichtige Forschungs- und Entdeckungsfahrten gemacht. Am 12. August 1910 verließ er neuerdings mit seiner Frau Norwegen, um nach dem Nordpol auszufahren. Diese Expedition war auf mindestens drei und längstens fünf Jahre berechnet.

Schon lange hatte man in geographischen und andern wissenschaftlichen Kreisen davon gesprochen. Die Ueberraschung war daher allgemein, als von den Azoren der Bericht eintraf, durch welchen Amundsen ankündigte, daß er der Nordpolfahrt vorgängig einen Abstecher nach dem äußersten Süden mache. Die verfügbaren Mittel waren nämlich noch unzureichend und er hoffte, durch irgendwelche Heldentat im antarktischen Gebiet die Lücken seines Budget stopfen zu können. Um also für eine wissenschaftliche Forschungsreise im Norden die nötigen Gelder aufzubringen, segelte der tapfere Norweger zuerst nach dem Süden.

In gerader Richtung von Neu-Seeland nach dem Südpol, in der entsprechenden Breite von Spitzbergen, erstreckt sich zwischen zwei großen Ländermassen, dem Viktorialand im Osten und dem König Eduardland im Westen, ein ungeheurer Gletscher. Stellenweise fällt er 80 Meter tief jäh zum Meere ab und jegliches weitere Vordringen mit Schiffen ist unmöglich. Hingegen ist er hunderte von Kilometern weit vollständig eben und vorzüglich geeignet für Schlitten und Skis. 1902 hatte Scott und 1909 Shackleton auf diesem Wege nach dem Südpol vorzudringen versucht. Letzterer erreichte ihn bis auf 178 Kilometer und dieser Erfolg war von außerordentlicher Bedeutung. Er brachte in Erfahrung, daß am oberen Ende des genannten Gletschers sich eine mächtige Gebirgskette erhebt, so hoch wie die Alpen, und daß der Südpol auf einem vergletscherten Hochplateau liegt.

Am 11. Januar 1911 landete Amundsen mit vier Gefährten und 115 Hunden am östlichen Küstenraum des Gletschers. Weit und breit nichts als Eis. Es fand sich nicht einmal ein besseres Plätzchen für ihre Hütte und sie konnte daher kein besonders warmes Obdach bieten. Allein dies war die geringste der Unannehmlichkeiten. Vom Rande lösten sich infolge des Schmelzens von Zeit zu Zeit unter fürchterlichem Krachen und Bersten kleinere und größere Stücke los, die dann als Eisberge umherschweben und nach und nach in den Fluten des Ozeans verschwanden. Um den Folgen einer solchen Katastrophe auszuweichen, wurden die Winterquartiere vier Kilometer weit einwärts aufgeschlagen. Nichtsdestoweniger konnte man oft nicht schlafen und fürchtete beständige Gefahr.

Um die Schwierigkeiten zu überwinden, die beim Vordringen in ein unbekanntes Gebiet auftreten, gibt es nichts Besseres, als sich der betreffenden Lebensweise anzupassen. Die Ursache dieser außerordentlichen Erfolge der Norweger im Polargebiet liegt zum großen Teil darin, daß sie die Sitten und Gebräuche der dortigen Bewohner annahmen. Während seiner zwei Ueberwinterungen im äußersten Norden Amerikas lebte Amundsen als Eskimo. Er kleidete sich in Felle, nährte sich von Robbenfleisch,

wohnte in Schneehütten und unternahm seine Streifzüge auf von Hunden gezogenen Schlitten. Die gemachten guten Erfahrungen veranlaßten ihn, nach dem Südpol Grönländerhunde mitzunehmen. Auch in der Nahrungsweise ahmte er die Grönländer nach. Obwohl die Konserven aller Art heutzutage vortrefflich sind und aufs sorgfältigste zubereitet werden, verursacht doch ihr ausschließlicher Genuß während der Winterkälte gerne Stomatitis und gegen diese schreckliche Krankheit ist das wirksamste Mittel das Robbenfleisch, das in den Polargegenden als einzige frische Nahrung zu haben ist. Es hat durchaus keinen widerlichen, sondern vielmehr angenehmen Geschmack und wird von allen Forschungsreisenden mit Vorliebe genossen. Nachdem die Hütte erstellt war, machte man sich daher sogleich an den Robbenfang und häufte 60 000 Kilogramm Vorräte an, für sich und die Hunde, und Gott weiß, was der Magen eines Grönländerhundes verschlingt. Diese Vorräte wurden längs des Weges, den Amundsen nach dem Innern einzuschlagen gedachte, verteilt. Die Anlage dieser Depots nahm zwei Monate in Anspruch.

Nun kam der Winter. Man war im April, der unserm Oktober entspricht, und schon herrschte die empfindliche, uns völlig ungewohnte Kälte von 45 Grad unter Null. Indes sank das Thermometer immer noch mehr, um erst bei 61 Grad unter dem Gefrierpunkt seinen Tiefstand zu erreichen. Während fünf Monaten, vom Mai bis Oktober, schwankte es beständig zwischen 50 und 60 Grad unter Null. An solche Temperaturen, wo der bloße Gedanke daran Frösteln erregt, war Amundsen gewöhnt. Im nordpolaren Amerika hatte er 62 Grad ertragen, ohne, wie er schreibt, den Eindruck einer außerordentlichen Kälte zu empfinden.

Glücklicherweise war den ganzen Winter hindurch ruhiges Wetter. Während die früheren antarktischen Expeditionen unter furchtbaren, wochen- und monatelangen Schneestürmen litten, hatten sie bloß zwei solche von kurzer Dauer zu verzeichnen. Es schneite überhaupt selten.

Mit dem Monat Oktober bricht der südliche Frühling an. Die Temperatur wird milder, das Thermometer zeigt nur mehr 20 bis 30 Grad unter Null, was solchen, die an 60 Grad gewöhnt sind, recht warm vorkommt. Schon seit längerer Zeit ist alles zum Ausbruch bereit und am 20. Oktober wird der Vormarsch nach dem Südpol angetreten.

Anfänglich geht alles nach Wunsch. Sicher und schnell gleiten Männer und Schlitten davon. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als Eis und Himmel. Auf hunderte von Kilometern weit ist nicht die geringste Abwechslung. Man hat das Bild einer Mondlandschaft. In dieser Einförmigkeit gibt es keinen anderen Wegweiser als den Kompaß und quer durch die endlose Eiszüste steuert Amundsen in gerader Richtung immer Süden zu. Der große Gletscher wäre die äußerste Schlittschuh- und Skibahn. Den Skis ist die Erreichung des Südpols zu verdanken. Man legte täglich zirka 50 Kilometer zurück, was wenig scheint. Shackleton hatte es indes nur auf 28 Kilometer im Tage gebracht. Man bedenke, daß eine solche Expedition höchstens sechs bis acht Stunden auf dem Marsche sein kann. Die übrige

Zeit muß für die Zubereitung der Mahlzeiten, das Erstellen und Abbrechen des Lagers, die wissenschaftlichen Beobachtungen und die so nötige Ruhe verwendet werden. Auch wollte man die Hunde schonen, um sie zur Ueberwindung des Gebirgswalles in voller Zahl und voller Kraft zu haben. Statt den Vormarsch zu beschleunigen, vermehrte man vielmehr die Halte.

Zwanzig Tage nach dem Ausbruch erscheint endlich ein neuer Horizont. Am Ende der unermeßlichen Ebene erhebt sich ein blendend weißer Gebirgskamm. Dahinter ist der Pol.

Mit neuer Begeisterung rückt die Karawane voran. Aber die Gipfel scheinen immer höher zu werden. Das Panorama gleicht demjenigen aus der Poebene nach den Alpen, nur zeigt sich nichts als Schnee und Eis. Man glaubt sich in ein anderes Zeitalter der Erde versetzt und denkt an jene fernen Jahrtausende, da auch mehr als die Hälfte Europas noch Gletscher war.

Am 17. November begann die Erklimmung des Gebirgswalles und damit der schwierigste Teil der Expedition. Der Erfolg mußte von der Raschheit des Vordringens abhängen, daher verminderte man nach und nach die Ladung der Schlitten, ließ für dreißig Tage Lebensmittel zurück und nahm nur für zwei Monate Vorräte mit. Sollte man damit nicht auskommen, so würde man die Hunde schlachten.

Gleich zu Anfang ergeben sich die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Wie in den Alpen hat es auch hier zahllose Bergschünnde, nur viel größere und gefährlichere. Der Uebergang vom großen Gletscher zum Gebirge schwillt zu einer ungeheuren Welle an, von mächtigen, grundlosen Klüften und Schluchten durchfurcht. Und neben diesen gähnenden Abgründen verstecken sich andere unter einer verführerischen Schneedecke. Schritt für Schritt muß man den Boden prüfen und jeder enthüllt eine Falle. Häufig sind große Umwege unvermeidlich. Wie froh war man, als man gegen Abend gesund und heil auf einem sicheren Felsen anlangte. Aber am folgenden Tage erneuerten sich die Schwierigkeiten in noch erhöhtem Maße. Die Abhänge waren stellenweise so steil, daß man die Schlitten mit zwanzig Hunden bespannen mußte und unsere Norweger trotz ihrer Geschicklichkeit im Tage kaum 600 Meter in die Höhe kamen, was man in den Alpen in zwei Stunden leicht erreicht. Dennoch war in zwei Tagen die erste Kette überschritten und man befand sich vor einem neuen, aus dem Innern kommenden und rings von Bergen umgebenen Gletscher. In diesem Eisale lauerten nicht weniger Gefahren und beinahe wäre die ganze Karawane in einen Schlund gestürzt. Auf einmal fielen zwei Hunde an der Spitze eines Gespannes in eine Spalte, glücklicherweise können die andern durch sofortiges kräftiges Stemmen das Unglück verhindern. Und vorwärts geht's wieder. Kein Hindernis kann die Kühnheit erlahmen und bald ist der Gipfel der zweiten Gebirgskette in einer Höhe von 3000 Metern erklimmt.

Nun aber ändert sich das bisher günstige Wetter. Ein furchtbarer Sturm hält sie vier Tage lang zurück. Da die Ladung der Schlitten inzwischen kleiner geworden ist, bedarf es keiner so großen Gespanne mehr und Amundsen entschließt sich, 24 seiner Hunde zu töten. Das Fleisch der Opfer

bot eine angenehme Abwechslung im Menu und die Ueberlebenden konnten auch besser genährt werden.

Obwohl sich der Sturm nur teilweise gelegt hatte, drängte man wieder weiter. Da bricht neuerdings ein schreckliches Unwetter aus. Ein Orkan treibt den Schnee umher, daß man fast erstickt und kaum zwei Schritte vor sich sieht. Der Unbill der Elemente ungeachtet geht's vorwärts.

Diese unermüdliche Ausdauer findet bald ihre Belohnung. Am 29. November, vierzig Tage nach Verlassen des Winterquartiers, war man nur noch 400 Kilometer vom Pol entfernt. Der Gebirgswall war überwunden und im Vordergrund erstreckte sich ein endloses Hochplateau, worauf das Ziel liegen mußte. Der Gletscher, der von demselben herunterhängt wie ein plötzlich erstarrter Wasserfall, ist ein neues Hindernis. Der Untergrund ist hohl und bald fällt ein Mann, bald ein Hund in eine Spalte, glücklicherweise ohne ernste Folgen. Nach drei gefährlichen Tagen steht man auf einer welligen, glatten, sanft ansteigenden Eisfläche. Am 6. Dezember befindet man sich 3225 Meter über dem Meere, dem höchsten Punkte, der während der Expedition erreicht wurde. Von da an geht es über ein vollständig ebenes Schneefeld in rascher, sicherer Fahrt immer näher dem Ziele zu. Am 9. Dezember beträgt die Entfernung noch 149 Kilometer, am 11. überschreitet man den 89. Breitengrad. Der erhebende Augenblick naht!

Die Bahn ist bewundernswürdig. Am Abend des 13. ist man noch 27 Kilometer entfernt und am 14. Dezember, dem für

die Forschergeschichte ewig denkwürdigen Tage, erreicht Amundsen mit seinen Gefährten den Südpol.

Der erste Gedanke gilt dem heißgeliebten Vaterland. Sie stecken die Nationalflagge auf und geben dem Polplateau den Namen ihres Herrschers Haakon. Die Sonne strahlt am Himmel und ein frischer Wind läßt die ruhmräuchrige norwegische Trisolor lustig flattern. Das Thermometer zeigt nur 23 Grad unter Null: es ist ein prächtiger antarktischer Sommertag.

Auf der ganzen weiten Ebene ist nichts, was den Pol bezeichnen könnte. Wie erkannte man denn, daß man hier angelangt war? Einesteils an der Länge des Schattens. Bei uns ist der Schatten am Mittag, beim Hochstand der Sonne, am kürzesten, am Morgen und Abend hingegen bedeutend länger. Am Pol bleibt er den ganzen Tag gleich und sein äußerstes Ende beschreibt nicht eine Ellipse, sondern einen Kreis. Zur genauen Orientierung mußten indes sorgfältige astronomische Messungen angestellt werden. Es können dabei immerhin noch Fehler unterlaufen, indem die Resultate teils vom Beobachter, teils vom Instrument, sowie auch von der Atmosphäre abhängig sind. Zudem werden Irrtümer nicht an Ort und Stelle, sondern erst bei Berechnungen durch Spezialmathematiker herausgefunden.

Amundsen ließ alle Vorsicht walten. Nach Errichtung des Lagers wurden auf 18 Kilometer im Umkreis die Messungen wiederholt. Am folgenden Tag ergab sich, daß der Pol 9 Kilometer südlicher sein müsse,

was nochmalige Beobachtungen bestätigten, und die Flagge wurde dorthin verbracht.

Um ein möglichst bleibendes Merkzeichen zu hinterlassen, wurde ein Zelt errichtet und dieses mit der Nationalflagge und mit derjenigen der Fram versehen. Am 17. Dezember trat man die Rückkehr an. Vom schönsten Wetter begünstigt, erreichte man schon am 25. Januar 1912 die einstige Winterstation.

Seit einigen Tagen bereits war das Schiff, das in Buenos-Aires überwintert hatte, eingetroffen. Ohne Verzug stach man in See und am 7. März landete es in Tasmanien, von wo aus Amundsen die ersten Nachrichten von seinem Erfolge in die Welt sandte.

Die Entdeckung des Südpols hat eine Fülle interessanter Resultate gezeitigt. Vor allem hat diese Expedition ergeben, daß die mehrfach erwähnten Gebirgsketten zu den längsten und mächtigsten Erhebungen des Erdballes gehören und wahrscheinlich eine Fortsetzung der Cordilleren sind.

Der Südpol liegt auf einem sechsten Erdteil von länglich zugespitzter Gestalt und der ungefähren Größe Europas. Die Rückseite liegt gegen den Indischen Ozean, die Spitze gegen Feuerland. Der Umriss ist nicht sehr gegliedert. Der tiefste Einschnitt ist gegenüber Neu-Seeland, da, wo unsere Expedition sich den Weg gebahnt hat.

Der gewünschte materielle Erfolg ist ebenfalls eingetreten und nun wird sich Amundsen zur Nordpolfahrt aufmachen, um der Polarwelt die letzten Geheimnisse zu enthüllen.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Rollschuhbahnliches.

„Hast du den kleinen biden Kerl noch nicht bemerkt, Lotte, der folgt uns schon seit einer halben Stunde auf den Fersen.“
„Ach ja, was der sich wohl einbildet — der Rollmops.“

Eins fürs andere. Meyer:

„Ach, wie schön trifft sich das, daß Sie mir begegnen, ich wollte wegen einer dringenden Angelegenheit gerade zu Ihnen.“ — Müller: „Und das wäre?“ — Meyer: „Könnten Sie mir zwei Franken leihen, ich brauche sie notwendig!“ — Müller: „Wozu denn?“ — Meyer: „Ich muß meine Uhr versetzen!“ — Müller: „Ja, dazu brauchen Sie doch kein Geld!“ — Meyer: „Freilich, erst muß ich sie beim Uhrmacher holen!“

Aus der Schule. Lehrer: „Also, liebes Lieschen, ich habe euch erzählt, daß der Herr die Blinden sehend, die Lahmen wieder gehend machte, was machte er nun mit den Tauben?“ — Lieschen (sich bestimmend): „Die Tauben — (freudig) die ließ er fliegen.“

Frau: „Lieber Mann, du hast ja schon wieder vom Zeuge für Herrn Professor ein Stück zurück behalten. Machst du dir kein Gewissen daraus?“ — Schneider: „Nein, eine Weste mache ich mir daraus.“

Guter Rat. Ein Wigbold sagte von einer Dame, die geschminkt und gepudert war: „Welche Unvorsichtigkeit von Ihrem Manne! Er hätte doch, wie es üblich ist, ihr einen Bettel anstecken

sollen mit der Aufschrift: Frisch angestrichen.“

Aus einem Polizeiprotokoll. Ein Verhafteter hatte auf der Wache Widerstand geleistet; er wurde von acht Schutzmännern gefaßt und mit Gewalt auf eine Bank gedrückt, die infolgedessen durchbrach. Der Vorfall durfte im Protokoll nicht unerwähnt bleiben. Der Wachmeister berichtete: „... Ich hat den Beschuldigten, Platz zu nehmen, wobei die Bank zerbrach.“

Dexierbild.



Wo ist der Junge?



„Der erste Schnee“, bekanntes Gemälde von F. Bischoff

wurde vor kurzem aus der neuen Pinakothek in München gestohlen. Der Dieb, der sich offenbar hat einschließen lassen und später durch ein Fenster entwichen ist, hat auch noch zwei andere Bilder mitgenommen.

Silvester in der Großstadt.

Entwickelt sich schon in der Klein- und Mittelstadt am Silvesterabend ein frohes und ungebundenes Leben, so ist dies aber nur schwer zu vergleichen mit demjenigen in der Großstadt. Mit dem Glockenschlag „zwölft“ setzt hier ein Leben ein, das auch dem mürrischsten Murrkopf unweigerlich in seinen Bann zwingt. Aus jedem Gesicht lacht Lust und Fröhlichkeit und vergessen ist des Alltags Müh und Last. An den Fenstern, auf den Straßen und Plätzen, überall fröhliche Silvesterstimmung, die keinen Scherz trumm aufnimmt und die köstlichsten Gruppen entstehen läßt. Unsere beiden Bilder aus der Metropole des deutschen Reiches sind typische Beispiele einer rechten lustigen Großstadt-Silvesternacht. Während sich hier ein aus dem Klub Verspäteter, der jedenfalls den ersten Jahreswechsel in der Großstadt verbringt, in die Obhut der an diesem Tage ebenfalls silvesterfröhlichen Berliner Schutzleute begeben muß, damit er seine „Angststöhre“ heil und ganz nach Hause bringt, zeigt unser zweites Bild eine heitere Gesellschaft, die ihrem Frohsinn Luft zu machen sucht durch ein flottes Tänzchen, welches sie mitten auf der Straße arrangiert. Möge das Jahr 1914 den Fröhlichen der frohen Stunden noch recht viele bringen.

F. Bischoffs bekanntes Gemälde „Der erste Schnee“ wurde aus der Pinakothek in München entwendet.



Die Sorge der Schutzleute in der Neujahrsnacht:
Der Herr mit dem Zylinder in der Neujahrsnacht.



Berliner Leben in der Neujahrsnacht:
Ein Tänzchen auf der Straße.